

Obstsalat mit Majonäse

Von Daniel Scharnagl

Drei Monate Elternzeit in Asien? „So ist das aber nicht gedacht“, hört man oft. Dabei erlebt man als kleine Familie im Alltag nie so viel Nähe und Zusammenhalt wie auf einer Reise. Ein Plädoyer.

Der Zug kriecht über die Schienen wie eine fußlahme Schildkröte. Es ist klebrig heiß im Abteil. Über uns baumeln frische geschnittene Mango, Papayasalat, Hühnerfüße, rohe Eier und allerlei grelle Säfte in genussfertigen Plastiksäckchen. Gegenüber sitzt eine ältere Dame mit einer gefälschten Ray-Ban-Sonnenbrille auf der Nase und unserem 13 Monate alten Sohn Lean auf dem Schoß. „Tha ae?“ fragt ihn die Alte zum hundertsten Mal, grinst und vergräbt ihre Augen hinter runzligen Händen. Der Kleine strahlt. Er ist umgeben von einer Horde Thais aller Altersklassen und sozialen Schichten. Im Wechsel tätscheln sie seine Bäckchen, tragen ihn prüfend auf dem Arm, heben ihren Daumen in unsere Richtung und zücken ihre Handykamera. Fremdeln? Hat sich der Kleine längst abgewöhnt, würde ja den ganzen Spaß einer vierstündigen Zugfahrt verderben. Solange Mama und Papa ganz nahe sind, ist alles gut.

„So ist das aber nicht gedacht“, hört man regelmäßig, wenn man von seinen Fernreiseplänen in der Elternzeit erzählt. Dabei zeigt schon der Begriff, dass es genau darum geht: Zeit als Eltern zu haben und für einen begrenzten Zeitraum ein Leben kennenzulernen, dass ohne den täglichen Abschied zum Arbeitsplatz funktioniert. Statt als Kurz-mal-Vollzeit-Vater mal Immer-Vollzeit-Eltern sein zu dürfen. 24 Stunden zusammen zu sein. Und zwar dort, wo es allen Familienmitgliedern guttut. Ob auf dem Münchner Marienplatz, einer Alm in den Alpen oder in Thailand am Strand, bleibt jedem selbst überlassen. Wer sich für Südostasien entscheidet, braucht allerdings ein dickes Fell. Schockierte Gesichter, Sprachlosigkeit und Stämmelei sind Symptome einer weitverbreiteten Allergie gegen Babies im Morgenland. „Habt ihr keine Angst vor Krankheiten?“, fragen fast alle. „So ein langer Flug ist aber nichts für den Kleinen“, lautet weit verbreitetes Expertenwissen. „Ich freue mich für Euch!“, sagt eigentlich fast keiner.

Wir haben uns entschieden, von München nach Singapur zu fliegen und von dort aus mit Auto, Zug, Schiff und Inlandsflügen über Malaysia und Südthailand nach Bangkok zu reisen. Drei Monate lang. Eine grobe Route haben wir im Kopf. Details planen wir vor Ort, allerdings mit klaren Vorgaben: Keine langen Fahrten, möglichst komfortabel reisen, nicht zu häufige Ortswechsel und medizinische Notfalleinrichtungen in der Nähe. Unsere Unterkünfte buchen wir ein paar Tage im Voraus übers Internet – keine billigen Travellerzimmer ohne Fenster, sondern Bungalows oder Hotels der Mittelklasse. Die bieten genügend Platz für Leans Reisebettchen, möglichst eine Klimaanlage gegen die Hitze und einen Balkon, damit wir den gesunden Schlaf unseres Kindes abends nicht stören. Dass unser Sohn am einen Tag im indischen Viertel von Singapur seine Augen schließt und am nächsten neben der Moschee einer Hafenstadt in Malaysia, ist ihm ziemlich schnuppe. Hauptsache, Papa singt so schaurig-schief wie immer. Und die Milch schmeckt.

Die Horrorgeschichten über Langstreckenflüge mit schreienden Babys haben wir alle doppelt und dreifach gehört. Unsere Realität über den Wolken ist ganz anders. Die meisten unserer sieben Flüge verbringt unser Jüngster im Reich der Träume, genau wie die meisten anderen Babies an Bord. Wenn er doch mal wach ist, schäkert er mit Stewardessen („He is so cute!“), greift Spielzeug ab oder krabbelt an die Bar der Business Class im A 380. Außerdem beginnt im Flieger seine Karriere als Fotomodel: Unser Sohn lächelt bereitwillig in jede Kamera, die auf ihn gerichtet wird. Während der

folgenden drei Monate werden unzählige Einheimische ihre Handykameras zücken und abdrücken. Sie werden uns minutenlang hinterherlaufen, anstatt einfach nach einem Foto zu fragen. Beim Vorbeilaufen dem blonden Jüngling in die fleischigen Hamsterbäckchen kneifen. Luftküsse fordern. Ihn kurz mal auf dem Arm entführen und ihren Verwandten nebenan zeigen. Wer Berührungssängste hat, sollte nicht mit Baby in Asien unterwegs sein.

Dafür finden wir Essen und sonstige Babyutensilien leichter als erwartet. Weil es in Supermärkten kaum ungezuckertes Milchpulver gibt, haben wir fünf Kilo davon mitgenommen. Den Rest des Tages gibt es Früchte, Gemüse und Reis – und gerne mal ein Babygläschen mit Bio-Kost, die man allerdings nur vereinzelt in großen Supermärkten bekommt. Einmal steigen wir in ein Taxi und fahren eine halbe Stunde, um unsere Vorräte von Heinz „Mum’s Recipe“ aufzufüllen. Es geht aber auch einfacher. Auf der malaysischen Insel Kapas wohnen wir bei einer Familie, die dem Kleinen zu jeder Tageszeit sein Wunschmenü serviert – und ihm den Spitznamen Bulat (Malay für "Rund", "Kugel") gibt, eine liebevolle Hommage an seine Kopfform. In Thailand bevorzugt der junge Gourmet Khao Tom, eine Reissuppe, die eigentlich ein typisches Frühstück darstellt. Tagsüber bekommt er von den Einheimischen pausenlos Bananen, Klebereis oder Kekse zugesteckt und grinst. Klar, dass sein erstes bewusstes Wort „Mamam“ lautet. Das bedeutet Essen. Auf thailändisch, wohlgemerkt.

Nach sieben Wochen, auf einer Insel in der andamanischen See, erwischt es uns dann doch: Das Kind wird krank. Nachts wälzt er sich hin und her, wacht auf, muss sich mehrfach übergeben. Schreckliche Bilder von Killerkeimen und verdorbenem Essen tauchen vor dem geistigen Auge auf, und natürlich auch der Lieblingssatz der Babys-auf-Fernreisen-Apokalyptiker: „Wir haben es Euch ja gleich gesagt!“ In aller Eile wird der Rucksack gepackt, die Hälfte bleibt liegen, am Hafen wartet das tägliche Boot auf uns und wir sind in weniger als einer Stunde in nächster Nähe zu einem Krankenhaus. Nur Lean versteht die ganze Aufregung nicht: Er quietscht plötzlich wieder fidel durch die Gegend, krabbelt und gackert ein fragendes „Mamam“? Das lenkt unsere Gedanken auf den Abend zuvor. Unser Baby hat einen ganzen Teller gebratenen Reis gegessen, während uns ein schwedischer Börsenbroker und Aussteiger mit grauem Bart ein Kurzreferat in angewandter Philosophie hielt. Vielleicht hat er ein bisschen viel Essen erwischt. Aber ganz sicher nichts Schlechtes.

Natürlich ist eine Reise mit Kleinkind nicht immer nur ein Zuckerschlecken. Ein Kind weint genauso viel wie zuhause, oft ist es wütend, traurig, müde oder ausgelaugt. Eigentlich geht es den ganzen Tag darum, babygerechtes Essen aufzutreiben, ein schattiges Plätzchen zum Schlafen, einen Taxifahrer für die nächste Etappe oder eine Kappe, weil sich die letzte gerade aufs offene Meer verabschiedet hat. Das muss man mögen, gegen Widerstände davon überzeugt sein. Wir lieben unser Zuhause in München, aber dort wartet der Alltag mit seinen Forderungen, ständig klingelnden Telefonen und Emails, die beantwortet werden müssen. In Ipoh, Malaysia, gibt es kein WLAN, aber dafür Obstsalat mit Majonäse-Dressing im Hotel. Zur Verdauung laufen wir durch einen Park in die Stadt. Plötzlich hält ein alter, gelber Mercedes mit laufendem Motor neben uns an. Ein älterer Inder mit weißem Hemd, Krawatte, Vollbart und buntem Turban steckt seinen Kopf aus dem Fenster der Fahrtür. Er deutet auf unseren Sohn, streckt uns seinen erhobenen Daumen entgegen, zeigt sein breitetes Zahnweiß-Lächeln und sagt: „I feel like kissing him!“